

Die Märtyrerin und die Bestie. Von Lili Hatvany



scher diese Adresse angegeben hat, und nun bin ich da und will meinen Mann haben, ich will meinen Mann haben!“

Dieses sagte Baby nicht mehr, sie schrie es so laut, daß ich unwillkürlich entsetzt auf die Salontüre blickte. Aber im nächsten Moment hatte Baby schon diese Tür aufgerissen:

„Ich will meinen Mann haben!“ heulte sie.

Drinne waren alle aufgesprungen. Peter mit einer bestürzten Grimasse, der Professor mit geballten Fäusten, Martha ohne eine Miene zu verziehen.

„Was soll das heißen?“ fragte sie.

Sie standen Auge in Auge, Martha, die Märtyrerin, in ihrem märchenhaften Abendkleid und der Glorie ihres blonden Haares, und Baby, die Bestie, mit den verquälten Zügen, dem entstellten Leib unter dem verschnittenen Mantel.

„In der Tat hätten Sie mich mit diesem unerquicklichen Auftritt verschonen können, Fritz“, sagte Martha.

Der Professor murmelte mit weißen Lippen:

„Bitte, Baby, geh sofort nach Hause. Ich will es so haben. Ich wünsche es.“

„Nur mit dir. Nur, wenn du mitkommst“, schluchzte die arme Bestie. „Du mußt mit mir kommen, du bist doch mein Mann.“

Der Professor rührte sich nicht vom Fleck.

„Wählen Sie!“ sagte Martha. „Denn auf mein Wort, ein zweites Mal setze ich mich einer so peinlichen und lächerlichen Situation nicht mehr aus.“

„Wähle“, schluchzte Baby.

„Ich“, begann der Professor, „bin ein Knecht der Wahrheit und habe mein Leben lang Unaufrichtigkeit wie die Pest gehaßt. Als Fanatiker der Offenheit werde ich auch jetzt offen sprechen. Deshalb muß ich eingestehen, Baby, daß unsere Ehe auf einen Irrtum gegründet wurde, und daß es darum für uns beide besser sein wird, wenn wir sie lösen. Dieser Entschluß ist in letzter Zeit all-

mählich in mir gereift, denn ich sehe es klar, daß die Pflicht mich an die Seite meines Kindes ruft, das vaterlos...“

„Und mein Kind?“ kreischte Baby, „unser Kind...“

„Du mußt doch einsehen, Baby, daß ein Mann für ein unbekanntes, ungeborenes Kind der Zukunft nicht dasselbe empfinden kann, wie für eines, das ihm schon...“

Aber bevor der Professor seine interessante und lehrreiche Abhandlung hätte zu Ende führen können, war Baby wie ein verprügeltes Tierchen zur Türe hinausgeglitten.

Es war eine lange, peinliche Stille eingetreten, die niemand zu unterbrechen wagte. Der Professor rannte mit gefalteter Stirne im Zimmer umher und sagte schließlich:

„Morgen spreche ich mit meinem Anwalt. Ich denke, in einigen Monaten...“

„Ja“, antwortete Martha, „auch unsere war in einigen Monaten...“

„Und dann liebste Martha“, fuhr der Professor fort, „wollen wir alles vergessen, wie einen bösen Traum, und unser harmonisches Zusammenleben von neuem beginnen.“

„Glauben Sie?“ fragte Martha, und dann begann sie zu lachen, erst ganz leise, dann lauter, schärfer, schmerzlicher, bis ihr Lachen in einem halberstickten, hysterischen Aufschrei abbrach.

Wir blickten sie erschrocken an.

„Sie ist müde“, erklärte der Professor. „Diese Szene hat sie aufgeregt. Morgen...“

„Nein, nicht morgen“, unterbrach ihn Martha, „und auch nicht übermorgen...“

„Wieso?“ fragte bestürzt der Professor. „Haben Sie mir noch immer nicht verziehen?“

„Nein.“ Nun lächelte Martha wieder. „Noch nicht ganz, aber ich bin wirklich schon nahe daran. Wenn Sie in einigen Monaten als freier Mann vor mich treten werden, wer weiß? Vielleicht dann. Aber bis dahin dürfen Sie nicht mehr in mein Haus. Ich habe